



Amts-Blatt der Stadt Wiesbaden.

Tägliche Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger.

Nr. 68.

Montag, den 22. März 1909.

24. Jahrgang.

Amtlicher Teil.

Bekanntmachung.

Donnerstag, den 25. März d. J., nachmittags, 4 Uhr in dem Stadthaus, Distrikt „Dimmelsloh“, das nachfolgend bezeichnete Gehölz öffentlich meistbietend versteigert werden:

1. 100 Rmtr. Buchenstammholz,
2. 30 Rmtr. Buchenstammholz,
3. 1600 Buchenstämme.

Kreditbewilligung bis 1. September 1909.
Zusammenkunft nachmittags 4 Uhr vor dem Versteigerungsamt.
Wiesbaden, den 19. März 1909.
Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Mit Beginn des neuen Schuljahres ist die Stelle eines Schularztes zu besetzen.
Die Anstellungsbedingungen können im Rathaus, Zimmer 24, eingesehen werden.
Bewerbungen sind bis zum 1. April cr. bei uns einzureichen.
Wiesbaden, den 13. März 1909.
Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Mit Beginn des neuen Schuljahres ist die Stelle eines Schularztes zu besetzen.
Die Anstellungsbedingungen können im Rathaus, Zimmer 24, eingesehen werden.
Bewerbungen sind bis zum 1. April cr. bei uns einzureichen.
Wiesbaden, den 13. März 1909.
Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Mehrere unter städtischen Gebäuden liegende Leinwand-Abteilungen verschiedener Größe sollen neu vermietet werden.
Kühnere Auskunft wird im Rathaus Zimmer Nr. 44 erteilt.
Wiesbaden, den 15. Dezember 1908.
Der Magistrat.

Städtische.

Säuglings-Milch-Anstalt.
Trinkfertige Säuglingsmilch die Tagesportion für 22 Pfennig erhält jede minderbemittelte Mutter auf das Attest jedes Arztes in Wiesbaden.
Abgabestellen sind errichtet:

1. in der Allgemeinen Poliklinik, Delenenstraße 19,
2. in der Augenheilklinik für Arme, Kapellstraße 42,
3. in der Christlichen Hospiz, Oranienstraße 53,
4. in der Drogerie Bernheim, Weststraße 39,
5. in der Drogerie Vile, Moritzstraße 12,
6. in der Drogerie Müller, Bismarckring 31,
7. in der Drogerie Porzehl, Rheinstraße 55,
8. in dem Hospiz zum hl. Geist, Friedrichstraße 24,
9. in der Kaffeehalle, Marktstraße 13,
10. in der Krippe, Gustav Adolfstraße 20/22,
11. in der Paulinenstiftung, Schiersteinerstraße 31,
12. in dem Städt. Krankenhaus, Schwalbacherstraße 38,
13. in dem Städt. Schlachthaus, Schlachthausstraße 24 und
14. in dem Wöchnerinnen-Hof, Schöne Aussicht 18.

Bestellungen sind gegen Ablieferung des Attestes dort zu machen.
Unentgeltliche Belehrung über Pflege und Ernährung der Kinder und Ausstellung von Attesten erfolgt in der Mutterberatungsstelle Marktstraße 1/3 Dienstags, Donnerstags u. Samstags, nachmittags von 5 bis 6 Uhr.
Bemittelte Mütter erhalten die Milch gegen Einzahlung des ersten Attestes bei der Säuglingsmilchanstalt, Schlachthausstraße 24, frei ins Haus geliefert, und zwar:

- Nr. I der Mischung zum Preise von 10 Pfg. für die Flasche; Nr. II der Mischung zum Preise von 12 Pfg. für die Flasche; Nr. III der Mischung zum Preise von 14 Pfg. für die Flasche; Nr. IV der Mischung zum Preise von 14 Pfg. für die Flasche.

Wiesbaden, den 9. September 1908. 15363
Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Mittwoch, den 24. dieses Monats, vormittags 10 Uhr werden in dem Hause Reichstraße Nr. 1 folgende Gegenstände öffentlich meistbietend gegen eine bare Zahlung versteigert:

Werkzeug, Tisch, Stühle, Schränke, Kommoden, Koffer, Haus- und Küchengerätschaften, Kleider, Bekleidung usw. usw.

Wiesbaden, den 18. März 1909.
Der Magistrat: Armenverwaltung.

Bekanntmachung.

Der Schreiner Peter Jung, geboren am 1. April 1870 zu Wiesbaden, zuletzt Reichstraße 25 wohnhaft, entzieht sich der Fürsorge für seine Kinder, so daß dieselben aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden müssen.
Wir ersuchen um Mitteilung seines Aufenthalts.

Wiesbaden, den 19. März 1909. (16301)
Der Magistrat: Armenverwaltung.

Die Natural-Verpflegungsanstalt, Platterstraße Nr. 2, verkauft: Nierenholz (sein gepaltes) pro Sad 1,10 M., Buchenholz (geschnitten) pro Renter 1,40 M., pro Raummeter 13 M.
Das Holz wird frei ins Haus geliefert.
Bestellungen nimmt der Hausvater des Evangelischen Krankenhauses, Platterstraße 2, entgegen.
Bemerkung: daß durch die Abnahme von Holz der humanitäre Zweck der Anstalt gefährdet wird.

Wiesbaden, den 1. Dezember 1908.
Der Magistrat: Armenverwaltung.

Bekanntmachung.

In der Reichsverbrennungsanstalt (Mainzerlandstraße) werden mechanisch gebrochene und sortierte Schlacken und Asche abgegeben, und zwar in folgenden Größen und Gewichten:

1. Flugasche 1 To. enthält 1,4 bis 1,7 Rmtr.
2. Feinkorn (Asche und Stücken bis 10 Millimeter, auf Wunsch auch bis 25 Millimeter Abmessung) 1 To. enthält 1,2 bis 1,3 Rmtr.
3. Mittelform (Stücke von 1 zu 4 Rmtr. Abmessung) 1 To. enthält 1,3 Rmtr.
4. Grobform (Stücke von 4 zu 7 Rmtr. Abmessung) 1 To. enthält 1,15 bis 1,25 Rmtr.

Der Preis für 2. ist bis auf weiteres 50 Pf. für 1 To., desgleichen der Preis für unsortierte Schlacke, sofern Vorrat vorhanden ist.

Der Preis für 1, 3 und 4 ist 1 M. für eine Tonne nach besonderer Preistafel. Sofern ein Unternehmer 100 Tonnen im Laufe von vier Wochen abholt, wird ihm nach dieser Zeit 10 Prozent zurückvergütet, bei Abnahme der doppelten Menge in der Zeit 15 Prozent.

Auf schriftliche oder mündliche Anfrage (Maschinenbauamt, Friedrichstraße Nr. 15, Zimmer Nr. 21) erhalten Interessenten Angaben über Betonmischung usw., die sich in anderen Städten bei Verwendung von Reichsschlacken bewährt haben.

Städtisches Maschinenbauamt.

Bekanntmachung.

Die auf dem alten Friedhofe befindliche Kapelle (Trauerhalle) wird zur Abhaltung von Trauerfeierlichkeiten unentgeltlich zur Verfügung gestellt und zu diesem Zweck im Winter auf städtische Kosten nach Bedarf geheizt; die gärtnerische und sonstige Ausschmückung der Kapelle dagegen wird städtisch nicht besorgt, sondern bleibt alleinige Sache der Antragsteller. Die Benutzung der Kapelle zu Trauerfeierlichkeiten ist rechtzeitig bei dem Friedhofsaufsicht Herrn Kircher oder dem Reichenbühler Herrn Stoll anzumelden, welche alsdann dafür sorgen, daß diese zur bestimmten Zeit für den Trauerakt frei ist.

Wiesbaden, den 1. November 1908.
Die Friedhofs-Deputation.

Bekanntmachung.

Die Lieferung nachstehender Gegenstände für das städt. Wabenhause zum Schützenhof soll im Submissionswege vergeben werden:

18 Stühle mit Brettsitz (Wiener Stühle),
12 Konfischschränke mit Spiegelaufsatz.
Lieferungsangebote sind zum 31. März ds. J., vormittags 11 Uhr, an das städtische Krankenhaus einzureichen.

Die Lieferung der Gegenstände muß nach dem in Wabenhause vorhandenen Proben bis spätestens Ende April ds. J. ausgeführt werden.

Wiesbaden, den 10. März 1909.
16350a Städtisches Krankenhaus.

Bekanntmachung.

Die Anstreicherarbeiten für die Terrassenglasdächer der Pavillons 8 und 9 des städtischen Krankenhauses sollen im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.

Verdingungsunterlagen und Zeichnungen können während der Vormittagsstunden im Verwaltungsgesetzgebäude, Friedrichstraße 15, Zimmer Nr. 9 eingesehen, die Angebotsunterlagen ausschließlich Zeichnungen, auch von dort bis zum Donnerstag, den 25. d. Mts., mittags 12 Uhr, bezogen werden.

Verflossene und mit der Aufschrift „G. N. 180“ versehene Angebote sind spätestens bis Samstag, den 27. März 1909, vorm. 10½ Uhr, hierher einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegenwart der etwa erscheinenden Anbieter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Verdingungsformular eingereichten Angebote werden berücksichtigt.

Zuschlagsfrist: 30 Tage.

Wiesbaden, 17. März 1909.
16544. Städt. Hochbauamt.

Bekanntmachung.

Die hölzernen Schattendecken für die Terrassenglasdächer der Pavillons 8 und 9 des städtischen Krankenhauses sollen im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.

Verdingungsunterlagen und Zeichnungen können während der Vormittagsstunden im Verwaltungsgesetzgebäude, Friedrichstraße 15, Zimmer Nr. 9 eingesehen, die Angebotsunterlagen, ausschließlich Zeichnungen, auch von dort bis zum Donnerstag, den 25. d. Mts., mittags 12 Uhr, bezogen werden.

Verflossene und mit der Aufschrift „G. N. 178“ versehene Angebote sind spätestens bis Freitag, den 26. März 1909, vormittags 10½ Uhr, hierher einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegenwart der etwa erscheinenden Anbieter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Verdingungsformular eingereichten Angebote werden berücksichtigt.

Zuschlagsfrist: 30 Tage.

Wiesbaden, den 16. März 1909.
16544 Städtisches Hochbauamt.

Die Preise der Lebensmittel und der landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu Wiesbaden

waren nach den Ermittlungen des Preisamtes vom 13. März bis einschl. 19. März 1909 folgende:

I. Viehmarkt.	N. Dr. S. Dr.	W. Pf. M. Pf.
Schlachtkühe (1. Q.)	50 kg	74 — 76 —
II. „	„	72 — 74 —
Rinder I.	„	70 — 74 —
II. „	„	70 — 72 —
Ähre I.	„	64 — 66 —
II. „	„	50 — 54 —

N. Dr. S. Dr.	W. Pf. M. Pf.
Schweine	1 kg 134 136
Sauen	1 „ 122 124
Gber	1 „ — —
Maß-Kälber	1 „ 184 194
Lande	1 kg 140 148
Hammel	1 „ 144 147
Schafe	1 „ 122 124
Ferkel	1 „ — —

II. Fruchtmarkt.

Hafer, alt	100 kg — —	— —
neu	100 „ 1740 1820	— —
Stroh	100 „ 630	— —
Heu	100 „ 7 —	8 —

III. Viktualienmarkt.

Eihutter	1 kg 260	290
Rohbutter	1 „ 230	250
Trinkier	1 St. — 9	— 10
frische Eier	1 „ — 7	— 8
Kalt-Eier	1 „ — —	— —
Handkäse	100 „ 5 —	7 —
Handkäse	1 „ 4 —	5 —
Chortofeln	100 kg 7 —	750
„	1 „ — 9	— 10
Neue Kartoffeln	1 „ — —	— —
Zwiebeln	50 „ 13 —	14 —
„	1 „ — 30	— 36
Knoblauch	1 „ — 80	1 —
Erbsenrabi	1 „ — 12	— 16
rote Rüben	1 kg. — 20	— 24
Weiße	1 „ — 20	— 24
Gelbe	1 „ — 16	— 20
gelbe Rüben	1 Stb. — —	— —
Nettsch	1 St. — —	— —
Leibrettisch	1 Stb. — —	— —
Medische	1 „ — 8	— 10
Spargel	1 kg — —	— —
Suppenpargel	1 „ — —	— —
Schwarzwurzel	1 „ — 60	— 66
Wurzeltisch	1 St. — 25	— 35
Petersilie	1 kg 280	3 —
Sand	1 St. — 5	— 8
Esslerie	1 „ — 14	— 20
Rohrabi	1 „ — —	— —
Reibgurken	1 „ — —	— —
Reibgurken	1 „ — —	— —
Einmachgurken	100 „ — —	— —
Weißkraut	50 kg — —	— —
„	1 kg — 28	— 36
„	1 St. — 40	— 70
„	1 St. — 28	— 36
„	1 St. — 40	— 60
„	1 St. — 15	— 25
Blumenkohl (hiesiger)	1 „ — —	— —
(ausländ.)	1 „ — 30	— 90
Rosenkohl	1 „ — 90	— 96
Grün-Kohl	1 „ — 50	— 54
Römisch-Kohl	1 „ — —	— —
Kohl-Salat	1 St. — 14	— 15
Endivien	1 St. — 25	— 35
Spinat	1 kg — 70	— 74
Saurampfer	1 „ 2 —	220
Salat-Salat	1 „ 230	240
Reibsalat	1 „ 3 —	— —
Kresse	1 „ — 60	— 70
Artichode	1 St. — —	— —
Rhabarber	1 kg — —	— —
Käsepfel	1 „ — 50	— 60
Rohapfel	1 „ — 30	— 40
Gebirnen	1 „ — 60	— 80
Rohbirnen	1 „ — 40	— 60
Quitten	1 „ — —	— —
Quetschen	1 „ — —	— —
Airschen	1 „ — —	— —
„ Rhein	1 „ — —	— —
„ Sauer	1 „ — —	— —
„ Pfälzer	1 „ — —	— —
„ Altbayer	1 „ — —	— —
Reinellanden	1 „ — —	— —
„ Pfirsche	1 „ — —	— —
„ Aprikosen	1 „ — —	— —
„ Apfeln	1 St. — 5	— 10
„ Ananas	1 kg — —	— —
„ Zitronen	1 St. — 5	— 7
„ Melonen	1 kg — —	— —
„ Keksstücke	1 St. — 10	— 12
„ Pfirschen	1 kg — —	— —
„ Datteln	1 „ — —	— —
„ Kastanien	1 „ — 40	— 50
„ Wallnüsse	1 „ — —	— —
„ Haselnüsse	1 „ — —	— —
Weintrauben (heimische)	1 „ — —	— —
(falschliche)	1 „ 120	160
Stachelbeeren	1 kg — —	— —
Johannisbeeren	1 „ — —	— —
Himbeeren	1 „ — —	— —
Hedbeeren	1 kg — —	— —
Preiselbeeren	1 „ — —	— —
Gartenerdbeeren	1 „ — —	— —
Walderdbeeren	1 „ — —	— —

Fischmarkt.

Mat lebend	1 kg 320	360
Hecht	1 „ 240	3 —
Karpfen	1 „ 2 —	240
Schleien	1 „ 320	360
Varle	1 „ 1 —	2 —
Wachforellen lebend	1 „ 8 —	10 —
Wachforelle	1 „ — 50	— 60
„ Hammer	1 „ 650	8 —
„ Krebse	1 „ 4 —	8 —
„ Seelische	1 „ — 50	120
„ Drahtschische	1 „ — 50	70
„ Rabeljau	1 „ — 50	120
„ (Stodisch) (grawiert)	1 „ — 56	80
„ Salm	1 „ 3 —	10 —
„ Seelisch	1 „ — 80	140
„ Rander	4 „ 160	3 —
„ Lachsforellen	1 „ 380	5 —
„ Seeräuflinge (Merlans)	1 „ — 60	1 —

		N. Dr.	S. Dr.
		W. Pf.	M. Pf.
Blaufelchen	1 kg		
Heilbutt	1 "	160	240
Steinbutt	1 "	180	320
Schollen	1 "	— 80	140
Seerjunge	1 kg	3 —	5 —
Seerjunge (Rimandes)	1 "	120	2 —
Grüner Hering	1 "	— 30	— 60
Hering gefalzen	1 St.	— 5	— 15

V. Geflügel und Wild.

		(Kadenpreise.)			
Gans		0,5 kg	—	—	—
Gans		1 St.	—	—	—
Trutzhahn		1 "	10	—	12
Trutzhuhn		1 "	7	—	9
Ente		1 St.	450	—	—
Hahn		1 "	170	2	—
Huhn		1 "	230	280	—
Wachhuhn		1 "	6	—	7
Perlhuhn		1 "	350	—	—
Kapaunen		1 "	250	350	—
Lande		1 "	—	80	—
Reibhuhn, alt		1 "	—	—	—
jung		1 "	—	—	—
Halskühner		1 St.	170	180	—
Birkhühner		1 "	250	3	—
Schneehühner		1 "	160	170	—
Fasanen		1 "	4	—	450
Wildenten		1 "	3	—	—
Schneepfen		1 "	—	—	—
Halen		1 St.	—	—	—
Reh-Rüden		1 "	10	—	14
Reule		1 "	7	—	8
Vorderst.		1 "	150	2	—
Hirsch-Rüden		1 kg	240	280	—
Reule		1 "	240	280	—
Vorderblätter		1 "	150	170	—
Wildschwein		1 "	—	—	—
Wildgans		1 "	1	—	120

Fleisch (Fabenspreis.)

Ochsenfleisch von der Reule	1 kg 160	170
„ Bauchfleisch	1 „ 150	160
„ oder Rindfleisch	1 „ 130	140
Schweinefleisch	1 „ 180	2 —
Kalbsteisch	1 „ 160	220
Hammelfleisch	1 „ 160	220
Schafffleisch	1 „ 130	140
Dorsch	1 „ 180	2 —
Solpferfleisch	1 „ 180	2 —
Schinken roh	1 kg 220	240
Schinken geräuchert	1 „ 240	— —
Schinken gefolcht (Kuschn.)	1 „ 4 —	480
Speck geräuchert	1 „ 2 —	— —
Schweinefleisch	1 „ 160	180
Nierenfett	1 „ 1 —	110
Schwarzmagen	1 „ 180	2 —
„ geräuchert	1 „ 2 —	220
Bratwurst	1 „ 160	180
Fleischwurst	1 „ 160	180
Leber- u. Blutwurst frisch	1 „ — 96	120
„ geräuchert	1 „ 130	180

VII. Getreide, Mehl u. Brot n.

a) Großhandelspreise.			
Weizen	100 kg	22	24
„ Roggen	„	17 50	18 50
„ Gerste	„	16	22
„ Erbsen & Koch.	„	54	44
„ Speisebohnen	„	28	34
„ Linen neue	„	28	40
Weizenmehl Nr. 0	„	34	35
„ „ Nr. I	„	33	34
„ „ Nr. II	„	32	33
Roggenmehl No. 0	„	28	29
„ „ No. I	„	25 50	26 50

Erbsen u. Koch.	1	1 kg	— 40	— 60
Speisebohnen	1	1	— 40	— 50
Linfen, neu	1	1 kg	— 44	— 70
Weizenmehl zur Speisefertig.	1	1	— 38	— 44
Loggenmehl	1	1	— 34	— 38
Berfengraupe	1	1	— 48	— 70
Berfengröße	1	1	— 40	— 64
Buchweizengröße	1	1	— 56	— 63
Hafergröße	1	1	— 56	— 64
Haferflocken	1	1	— 54	— 64
Kava-Weiß mittl.	1	1	— 44	— 70
Kava-Paste	1	1	2	3
Speisefalz	1	1	220	360
Schwarzbrod (Pangubrod)	0,5	1 kg	— 20	— 24
"	1	1 Stb	— 16	— 18
"	1	1 Stb	— 48	— 52
"	0,5	1 kg	— 16	— 18
"	1	1 Stb	— 48	— 52
Reißbrod, ein Wasserweiz.	1	1	— 3	— 3
" ein Milchbrod	1	1	— 3	— 3

Wiesbaden, 19. März 1909.

Städt. Mtlg.-Amt.

Nichtamtlicher Teil.

Bekanntmachung.

Die Gebotrolle über die von den Unternehmern land- und forstwirtschaftlicher Betriebe in der Gemeinde Sonnenberg zu zahlenden Unfallversicherungsbeiträge für das Jahr 1908, sowie die von den Mitgliedern der Haftpflichtversicherungsanstalt zu zahlenden Beiträge für das Jahr 1909 liegt nebst der angebrachten Nebenliste in Gemäßheit des § 111 des Unfallversicherungsgesetzes für Land- und Forstwirtschaft vom 30. Juni 1900 und § 32 der Satzungen der Haftpflicht-Versicherungsanstalt während 2 Wochen vom 20. März 1909, zur Einsicht der Beteiligten auf dem Bürgermeisteramt aus.

Von dem Gemeinderat werden Beitritts-erklärungen zur Haftpflicht-Versicherungsanstalt entgegengenommen.

16309. Der Bürgermeister, Buchelt.

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 69.

Dienstag, den 22. März 1909.

24. Jahrgang.

Der Weltkrieg in den Lüften.

Original-Roman von Rudolf Martin.

Der neue Kanzler.

„Wir sind gleich da. Das ist der Wannsee.“ sagte ein kleiner untersehler Herr mit Schnurrbart zu dem neben ihm stehenden, glattrasierten Amerikaner, der schweigend, aber aufmerksam das Gelände zu seinen Füßen betrachtete. Die beiden standen vorn auf der Plattform des Aluminiumluftschiffes „Kronprinzessin Cäcilie“, welches unter allen Motorluftschiffen der „Internationalen Luftlinie“ in Berlin das schnellste war.

Die „Kronprinzessin Cäcilie“ war um 9 Uhr vormittags in Paris abgefahren. Fahrplanmäßig näherte sie sich gegen 5 Uhr nachmittags dem großen Luftschiffhafen am Wannsee bei Berlin. Unter den Mitfahrenden war wohl niemand, der nicht ab und zu einen Blick nach dem Amerikaner hinüberwarf. Besonders die Damen konnten es nicht unterlassen, immer wieder aufs neue über die vordere Plattform zu gehen, von wo aus der Amerikaner sich Deutschland ansah. Er schien es gar nicht zu merken, daß er seit 9 Stunden der Mittelpunkt des Interesses seiner Umgebung war. Nur der Monarch eines großen Reiches kann derartig gegen die Aufmerksamkeiten seiner Mitmenschen abgestumpft sein.

Und in der Tat, er war ein Herrscher, aber ein Herrscher im Reiche der Luft. Der 47jährige Amerikaner war niemand anders als Wilbur Wright. Der Herr neben ihm war sein Associe Hart O. Berg. So schweigsam der Amerikaner, so gesprächig war der Franzose. Der Pariser Finanzmann Hart O. Berg überbot sich heute in gelungenen Witz. Er hatte seinen guten Tag oder vielleicht ein sehr gutes Geschäft in Aussicht.

Niemand anders als der Geheime Kommerzienrat J. Löwe in Berlin hatte in der vergangenen Nacht durch wiederholte drahtlose Telegramme seinen Freund Hart O. Berg ersucht, mit Wilbur Wright persönlich nach Berlin zu kommen, um hier mit der Regierung Geschäfte von dem größten Umfange abzuschließen. Allerdings hatte der vorsichtige Berliner Großindustrielle betont, daß die Anregung zu dem Geschäft nicht von dem Reichskanzler oder einem verantwortlichen Mitgliede des preussischen Staatsministeriums ausginge. Auf Rückfrage Bergs hatte Löwe in einem chiffrierten Telegramm dargelegt, daß in Berlin große politische Veränderungen und der Sturz des Kanzlers vor der Tür seien. Er sei aber sicher, daß der neue Kanzler und der Generalstabschef die vertraulich gegebenen geschäftlichen Versprechungen halten würden, da sie mit aller Macht die kriegerischen Rüstungen zu fördern gedächten.

Das Luftschiff hatte schon Potsdam in der Richtung auf Berlin überflogen und segelte in einer Höhe von 600 Metern ziemlich direkt über der Pfaueninsel, als plötzlich eine allgemeine Bewegung auf dem Luftschiff entstand. Von allen Seiten drängten sich die Fahrgäste nach der großen schwarzen Tafel in der Mitte des Luftschiffs, wo schon das zwanzigste Mal während der neunstündigen Fahrt die neuesten drahtlosen Telegramme angeschlagen wurden.

Einer der Nächststehenden, ein blonder deutscher Student, der in Paris sich zum Studium der Sprache aufgehalten hatte, las das Telegramm laut den Umstehenden vor:

„Berlin, den 4. November 1915, 4 Uhr nachm. Der Kaiser hat das Entlassungsgesuch des Reichskanzlers Fürsten von Nothow angenommen und den Reichstags- und Landtagsabgeordneten Emil Schammer zum Reichskanzler, Präsidenten des

(Nachdruck verboten.)

Preussischen Staatsministeriums und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten ernannt.“

„Das bedeutet Krieg.“ rief ein jüngerer Herr, dem man den preussischen Gardeoffizier trotz seines Zivils sofort ansah. Kreidebleich sah sich ein Börsenmann aus dem Berliner Tiergartenviertel nach dem Sprecher um. „Kennen Sie ihn?“ fragte er den Offizier. Dieser tat, als wenn er die Frage überhört hätte, aber mit leiser Stimme sagte er im Fortgehen zu zwei Freunden: „Jetzt wird Marokko und die Türkei aufgeteilt.“

In größter Erregung gestikulierten einige Herren, deren Neukeres auf starke Börseninteressen schließen ließ. „Das entsetzliche Fallen der Kurse seit 2 Uhr nachmittags ließ mich das Schlimmste ahnen.“ meinte der eine.

„Wo bleiben die Schlusskurse der Berliner Börse?“ rief man von mehreren Seiten dem Telegraphenbeamten der Internationalen Luftlinie zu. Dieser antwortete:

„Solange ich mit diesem Luftschiff gegen 5 Uhr am Wannsee eintreffe, ist es das erste Mal, daß die 3 Uhr-Kurse der Ultimo-papiere ausgeblieben sind. Auf meine telephonische Anfrage bei der Telegraphenstation der Börse erhielt ich die Nachricht: „Hier ist Panik, wir haben keine Zeit.“

Wilbur Wright lehnte noch immer über der Brüstung der Spitze des Luftschiffs. Niemand merkte ihm irgend ein Interesse für die Vorgänge an, welche Damen wie Herren auf das äußerste bewegten. Nur ab und zu nickte er mit dem Kopfe, wenn sein amerikanischer Privatsekretär ihm den Inhalt der Depeschen und Gespräche berichtete. Sein Associe Hart O. Berg aber war im eifrigsten Gespräche mit einigen Mitgliedern der Berliner Haute Finance und einem Direktor der „Internationalen Luftlinie“, der sich zufällig auf dem Luftschiffe befand.

„Wie beurteilen Sie die Situation?“ fragte Hart O. Berg den Freiherrn von Gemmingen, welcher die Zeppelinischen Interessen als Mitglied des Direktoriums der Internationalen Luftlinie wahrnahm.

„Ich glaube, Sie sind länger und besser mit dem neuen Reichskanzler bekannt als ich“, erwiderte Freiherr von Gemmingen. „Bei seiner Vorliebe für die Drachensflieger der Gebr. Wright werden Sie jedenfalls über seine politischen Ansichten besser informiert sein als ich oder mein Onkel, der Graf Zeppelin. Aber soweit wir in Deutschland den neuen Kanzler aus seinen Reden und Schriften kennen, wird er sich weder von Frankreich noch von Rußland, noch von England, noch von einer Koalition aller Mächte gegen Deutschland irgend etwas bieten lassen, was mit der Ehre Deutschlands unverträglich ist. Die kränkende Anfrage, welche die Botschafter von Rußland, Frankreich und England heute morgen wegen des Kaiserinterviews in der „Times“ dem deutschen Staatssekretär des Auswärtigen gemeinsam vorlegten, dürfte in der gebührenden Weise beantwortet werden.“

„Es wird in Preußen nicht so schnell geschossen“, meinte Hart O. Berg. „Ich glaube nicht an einen Krieg.“

Freiherr von Gemmingen zuckte die Achseln und schwieg. Während das Luftschiff langsam und sicher sich in der Richtung auf den Luftschiffhafen herabließ, nahm die Spannung der Fahrgäste beständig zu.

(Fortsetzung folgt.)

Nassauische Altertümer.

Wie wir kürzlich an dieser Stelle berichteten, trat Georg Wehr-Stadthaus a. Rh. mit Nachdruck in den „Gemeinnützigen Blättern“ gegen die Verschleppung der Altertümer aus unseren Dörfern ein. Wie Wehr dieser Verschleppung begegnet wissen möchte, entwickelt er wie folgt:

Die Agenten der Altertums Händler in den großen Städten durchspüren in unserer Zeit immer eifriger jedes Haus in unseren Dörfern und Städten, um auch die letzten noch vorhandenen Altertümer ihren Besitzern abzulocken. Denn die meisten und die wertvollsten Stücke sind in der Regel schon denselben Weg gewandert. Deshalb ist jetzt die allerhöchste Zeit, zu retten, was noch zu retten ist, und jedermann zum Nachdenken über diese ernste Sache anzuregen.

Darum bitten wir jeden Leser dieser Zeilen, sich einmal folgende Punkte reiflich zu überlegen:

1. Die Aufkäufer von Altertümern suchen hauptsächlich alte Bücher, Bilder, Schriftstücke, Urkunden, Karten usw., alte Möbel, Schränke, Truhen, Uhren, alte Geräte aller Art, alte Geschirre, Schüsseln, Keller, Krüge, Töpfe aus Porzellan, Steingut, Ton, Glas, Zinn, alte Münzen, ausgegrabene und gefundene Gegenstände und vieles andere. Diese Dinge erhalten ihren Wert entweder durch ihr Alter oder durch ihre Seltenheit oder durch ihre Herkunft oder durch besondere Kunstfertigkeit ihrer Verfertiger oder das Zusammentreffen mehrerer derartige Umstände. So kann das unscheinbarste Köpfchen, das scheinbar wertloseste Stück Papier großen Wert haben und von einem Liebhaber oder einem Museum mit viel Geld bezahlt werden. Da liegt es doch auf der Hand, daß, wer einem solchen Händler ein Altertum verkauft, immer der Benachteiligte ist, denn er vermag den wirklichen Wert der Sache, den der Händler nachher dafür bezahlt bekommt, garnicht zu schätzen, während der Käufer durch langjährige Übung und durch Kenntnis von Merkmalen, die anderen Leuten unbekannt sind, sehr wohl dazu imstande ist, andererseits aber natürlich so wenig wie möglich dafür bezahlen will. Man lasse sich auch nicht durch einen scheinbar hohen Preis bestechen. Wenn der Händler immer noch ein paar Mark mehr bietet, so hat er seinen guten Grund dazu!

Also: Will oder muß man ein Altertum verkaufen, so verkaufe man es wenigstens dahin, wo man sicher sein kann, daß man es nach seine mWert bezahlt bekommt: an ein Museum. Und zwar biete man es zuerst dem zunächstgelegenen Museum an, durch eine Postkarte oder einen Brief mit genauer Beschreibung des Gegenstandes. Dann hat man außerdem noch die Genugtuung, daß es nicht im Hause irgend eines reichen Mannes verschwindet, der es vom Händler kauft, und als Prachtstück in seinen Salon stellt, sondern der Allgemeinheit erhalten bleibt. Denn im Museum ist es für jedermann ausgestellt.

Aber nun kommen wir zum zweiten und zum dritten Punkt, die viel wichtiger sind als der erste.

2. Wollen wir denn unsere Altertümer verkaufen? Wir sagen: Nie und nimmer, wenn uns nicht die äußerste Not dazu zwingt! Hat nicht ein schöner alter Krug, der in Deiner Stube auf dem Schrank oder Schreibe steht, der seit Urgroßväterzeiten sich in Deiner Familie weitervererbt hat, tausendmal mehr Wert für Dich, dauernden Wert, Gemütswert, als lumpige 10 oder 12 M., für die Du ihn hingibst, von denen Du in einem Monat nicht mehr weißt, wo sie geblieben sind? Jeder Vernünftige, jeder recht Denkende, jeder, der Gefühl hat für die Werte, die ihn an seine Vorfahren knüpfen, der noch Sinn hat für die geschichtliche Vergangenheit seines Dorfes und seines Landes, wird uns recht geben, wenn er nur ein einziges Mal diesen Gedanken wirklich nachgeprüft hat. Denn wahrlich: nicht nur liebe Erbstücke sind unsere Altertümer, sondern Zeugen der Geschichte unserer Dörfer, unseres Landes, für den, der sich ihre Sprache zu verstehen bemüht. Und das führt uns zum dritten Punkt.

3. Dürfen wir unsere Altertümer aus dem Orte geben? Wir sagten vorher: wenn man Altertümer verkaufen will, so gebe man sie dem zunächstliegenden Museum. Wir denken, lieber Leser, das zunächstliegende ist immer das Museum Deines Dorfes, Dein Heimatsmuseum! Du schüttelst verwundert den Kopf: so was gibt's ja gar nicht! Nun, es gibt wohl schon Orte, auch ganz kleine, die ein eigenes kleines Museum, ein „Heimatsmuseum“, haben. Und wenn in Deinem Ort noch keins vorhanden ist, so hilf an Deinem Teil mit, daß bald eins entsteht. Die Sache ist viel, viel einfacher, als Du denkst. Seit einer Reihe von Jahren sind viele Männer, die es mit unserem Volke gut meinen, und viele gemeinnützige Vereine, vor allem unsere Volksbildungsvereine, Heimatsvereine, Geschichtsvereine, Heimatschutzvereine usw. eifrig bemüht, den Hunger unseres Volkes nach Kenntnis seiner geschichtlichen Vergangenheit auch im kleinsten Dorf zu befriedigen, und da, wo es noch nicht vorhanden ist, ihn zu wecken. Denn die Heimat kann erst der recht lieb gewinnen, der sie in der Gegenwart genau kennt und vor allem in ihrer Vergangenheit, in ihrer Entwicklung zu dem, was sie heute ist, verstehen gelernt hat. So ist man allenthalben bemüht, die Geschichte auch unserer Dörfer zu erforschen und bekannt zu machen. Und in anheimlichem Zusammenhang damit bemüht man sich, das, was noch von Altertümern im Dorf vorhanden ist, zu erkunden, womöglich zu sammeln und so auf die sicherste Art und Weise den kommenden Geschlechtern zu erhalten. In einer solchen Sammlung, die vielerlei aus mancherlei Zeiten nebeneinander stellt zu jedermanns Beschauung und Belehrung, gewinnt dann auch das

kleinste und unscheinbarste, auch das, wofür kein Altertums Händler etwas bezahlen würde, seinen großen Wert. Und der kleinste Raum, ein Stübchen, ein Winkel im Rathaus oder Schulhaus oder sonstwo genügt vorderhand, die Sachen aufzuheben. Du, der Du dies liest, und solche Bestrebungen für gut und nützlich hältst (und wie solltest Du das nicht?) laß Dir folgende Ratschläge geben:

Wenn in Deinem Ort ein Heimatsmuseum, also eine Sammlung von Altertümern, besteht oder im Entstehen begriffen ist, so schenke diesem, wenn Du magst und kannst, Deine Altertümer. Willst Du sie verkaufen, so sieh erst zu, ob Dir der Verein oder das Heimatsmuseum etwas dafür bezahlen kann, ehe Du sie jemand anders anbietest. Willst Du sie aber selbst behalten (und das ist recht und billig, wenn Du nur sicher bist, daß Deine Nachkommen sie nicht verschleudern werden) dann vertraue sie wenigstens dem Heimatsmuseum einmal zu einer öffentlichen Ausstellung an.

Wenn in Deinem Ort noch kein Heimatsmuseum besteht, so rege seine Gründung an. Vorläufig aber sieh zu, ob der Volksbildungsverein oder eine andere Körperschaft bereit ist, die Altertümer, die Du hergeben willst, einstweilen sicher aufzuheben. Das wird sicherlich überall der Fall sein, wo Du anfragst.

Willst Du auch das nicht, so zerstöre wenigstens keine Altertümer, die in Deinem Besitz sind, wirf sie nicht weg! Hebe auch das Kleinste gut auf!

Und vor allem: Gib niemals ein Altertum aus dem Ort hinaus!

Aus der Heimat.

A. Das Scheidertal bei String-Margareth. Beim romantisch gelegenen Dörfchen Hennetal Amts Wehen vereinigen sich zwei Bäche, deren einer von dem Kirchdorf String zur heiligen Margareth oder String-Margareth, der andere von dem entfernteren String-Trinitatis herabfließt, als String, mittelalterlich Stringepha; das romantische Tal dieses Baches heißt das Scheidertal, da es im Mittelalter den Königsgau, dieses Königs-sondergut der Franken und den Niederlahngau trennte oder schied. Die Gerichte Kettenbach, Pantoch und Ketternschwalbach rechts der Stringepha zählten zum Niederlahngau, das Gebiet links derselben gehörte zum Königs-sondergau, und zwar zur Vogtei oder Cent Weidenstatt als Geschenk Kaiser Karls des Großen an diese reiche Benedictinerabtei. Da der Abt als Geistlicher den Bann über Hals und Haupt nicht selbst ausüben durfte, waren die Gaugrafen des Königsgaus seine Vertreter als Vögte. Das Scheidertal beginnt beim Hennetal, um bei der Michelbacher Hütte, wo die String in die Nar oder mittelalterlich die Arde mündet, zu enden. Seine Länge beträgt etwa 11½ Stunden; ein lieblich-romantisches Stückchen Erde mit lauschig-freundlichen Einzelheiten. Reicher Holzwuchs wechselt mit kahlen Felsen, gewundenen Wiesentälern mit üppigem Grün. Eine reiche Flora von seltenen Pflanzen, namentlich üppige Farren, eine reich belobte Vogelwelt, Forellen besonders in dem der String zulaufenden von Daisbach kommenden Bach zeichnen die Gegend aus. Bei Daisbach wurde schon früher ein Silbererzwerk betrieben. Kurz von der Mündung der String in die Nar steht hoch oben Kirche nebst Pfarrhaus von Kettenbach, wo 845 ein Kloster erbaut, nun Mutterkirche.

A. Obernhäusen bei Niedernhausen im Taunus. Häufig wird eines ausgegangenen Orts Obernhäusen erwähnt und bemerkt, derselbe sei im Kriege zerstört worden. Das ist nicht der Fall. Ein Obernhäusen kommt urkundlich als selbständige von Schuttheit und Bürgermeister verwaltete Gemeinde überhaupt nicht vor, gehörte stets nach Niedernhausen zum Ortsgericht und in dessen Mark. 1544 gab es kein Obernhäusen mehr, vor diesem Jahr und nach 1493 kam Obernhäusen oder mundartlich „Obernhäusen“ auch als Ansiedlung nach Niedernhausen, indem sich die Bewohner der damals herrschenden Unsicherheit wegen an den Hauptort angeschlossen und ihre Häuser eingehen ließen, 1493 bestand Obernhäusen aus 7 Familien. Zwei derselben betrieben Landwirtschaft, drei waren Landwirte und zugleich „Seegräber“ oder Weichbauer für die nahen Fischweier, die heute die Niedernhäuser Wasserleitung speisen, wo dann die Ansiedlung genau an der Stelle des Niedernhäuser Wasserwerks lag und die Bewohner Fischzucht betrieben. An ihrer Spitze stand 1493 ein Bürgermeister oder Gemeinderichter; Polizei und Gerichtsbarkeit übte Niedernhausen. Die Angabe, Obernhäusen habe eine Burg gehabt und sei das Olevoldeshusen der Urkunden, sei Mainz-Eppenstein Leben gewesen, ist Verwechslung des Dekans Vogel mit Oberthäusen bei Steinheim a. M., wo die Herren von Hanau-Eppenstein Besitz hatten, wie denn diese beiden Geschlechter nach ihrem Wappen zu schließen einen Ursprung aufweisen. Weber zu Obernhäusen noch zu Niedernhausen hatte aber Eppenstein Rechte; beide Orte waren nassauisch.

Nassauer Leben.

□ □ □ □ □ Wochenbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □ □

Ebbes vun unserm Stammtisch.

Birreche: Wißt ihr Kumpfährn, wie mer noch in die alt Schul uff dem Marktplatz gange sein, do hawe mer noch dere bekannte Melodie des Liedche gesungen: „Europa hot Ruh!“ Des kenne mer aach heit aanstimme, denn in dem fertsich Welterwinkel werd sich so allmählich des Gewirre beziehe, ohne daß es kraht un einschlägt.

Gannphilipp: Mit emol en kalte Schlag, sondern nor en kalte Wasserstrahl hawe die Serwe kriecht, so ähnlich wie die Kumpfährn vun Ennchehahn seinerzeit de Herzog met de Feierspitz begriecht hawe.

Schorjch: Awer die Abkühlung war gut; for die Serwe un for die Russe. Dann wie de Better Niklaus hot venomme misse, daß er die paar lumpige Dhaler zum Kriegsführn nit gepumpt kriecht, do is em uff aamol die Puste aus gange, mit dere er so lang un so heftig in das Feier gebloose hat.

Birreche: Dene Franzose war aach nit schlecht bang um des velle Gersichtche, des se dene Russe so nooch un nooch in de unerfättliche Nache geworfe hatte un die französische Finanziers hawe sich schon vor dem sichere Bankrott gesehe. Wie dann dem „Gerrischer aller Reußen“ die neetige Wache geseht hawe, hot er uff aamol den Kronprinz Schorjch elend im Stich gelosse.

Gannphilipp: So hätt dann hoffentlich das Gezeiter do unne e End; jezt kanns jo widder bei uns losgehen, etwa neie Enthüllunge odder so ebbes ähnliches, dann de Maxim Garten waas ganz genaa, daß in friedliche Zeite des Geschäft zu schlecht geht. Un auferdem hot er im Januar aach kaan Orden kriecht, obwohl doch sunst so leicht do en Vogel zusliegt, wo schon aaner vorhande is.

Schorjch: Du scheinst en Vogel ze hawe, Gannphilipp! Bei uns werds jezt still un ruhig wie in erre Kerch un ganz Deitschland dhut Driechal bloose, dann mer misse sparn — sparn — un noch emol sparn!

Birreche: Wann de laa bessern Ansichte vun de Welt im allgemeine un vun Wiesbade im besondern host, dann spar aach dei Worte. Bei uns werd schon desor gesorgt, daß hin un widder e lustig Stidelche bassiert.

Gannphilipp: Do hoste recht, sogar sentrecht! Dann wanns gar nit mehr annerscht geh will, dann trete die Weiw in Aktion un gleich is so e Gistdröche fertig, des dann vun Kaffeeklatz zu Kaffeeklatz getrage werd.

Schorjch: Un dodebei wächst die „interessant Geschieht“ die nor unner dem Siegel de Verschwiegeheit weiter bezählt werd, lawineartig aan un aus eme harmlose Zwerfall werd gleich en Mordmord gemacht.

Birreche: Ach so, Du meenst den Zwerfall in de Bahnhoffstrooß? Giehste haam, des war noch gar niz. Des kimmt in de beste Familie vor. En neie Gut for den bedadeste un die Sach is widder all right. Warum aach nilt jezt in de Zeit der Bodbierfeste dhut aan Raufch de annern abläse, ganz egal, ob es heecht: Salvator, Raufch odder Frühlings-raufch odder Liebesraufch. Alles egal!

Gannphilipp: Des stimmt wie e Kercherechnung. En Mann, der selten Wein trinkt un e Fraa, die so spärlich Suldigunge erfährt, die wern vun dere Wirkung berauscht, sie taumele hin und her un — — falle schließlich. Wer atwer an die zwaa Sache gewöhnt is, dem stehe se nit so leicht in de Kopp un mer bleibt dann so ferschterlich nüchtern debel. Alles schon dogeweise — säagt Ben Alibat!

Schorjch: Ebbes ganz Neues is nor, wann so en Kunstler sich nit for dene Weiwerschuldigunge erwehren kann un so en Brand, so e Piewesfeier nur gedämpft kann wern, wann der Angeschwärmt dem beliebte das forz un bindig den Gruß vun Götzen un Werlichinge schreibt odder sage läßt,

wie es vor ganz forzer Zeit so eme narrische Meedche aus den „Kaheloch“ gange is.

Birreche: Des peise jo alle Wiesbadener Spake vun de Dächer un der — Deiwel lacht dazu. Pfui Deiwel!!!

Gannphilipp: Bei so Bosse muß allerdings die Junggefelle - Steier eingefiehet wern, dann wer will dann do noch heirate? Also die Steier is neetiger als wie jel!

Schorjch: Do scheinst widder uff mich ze stichele; atwor ich dhun mich heit nit ärgern un wann ich for Zorn beplaze. Wo wißt ihr inwerhaapt vun Junggefelle - Leide? Do dewun kann ich doch nor e Liedche singe, des Stein erweiche un Menische rasend mache kann. Geert nor zu:

Uns aarme, vielgeplagte Junggefelle,
Dhut schon widder mol des Schicksals Wucht
Uff die Steierliste stelle
Wann de Schadow neie Steiern sucht.
Un schon widder soll e Steier - Angeheier,
Ganz besonnerch als die Junggefelle - Steier
Uffgezwunge wern, wer sich laa Weib
Nimmt zum stete Zeitvertreib,
Dhun mer Opfer nit genug schon bringe?
Kaan Lieb Fraache uns des Leide jüht;
Un laa Kindche der mer nachts in Schloß einsinge
Un „Gesundheit“ riefst kaans, wann mer nieht!
Einsam wohnt mer möweliert un „ledig“,
Niemols heert mer e „Gardinepredigt“
Nimmt mer früh, odder nooch Mitternacht
Alles still! For uns laa Liebe wacht!
Krage selwer Knöpfe und die Hose flide,
Uff die Wäschfraa schenne, die niz daugt,
SemderKnöppcher losse sich nit blide,
Sucht mer wie en Narr, wann mer was braucht.
So, un noch vill Sunnert Maanigfeite,
Bilde unser Junggefelle - Leidel
Un dazu aach noch beisteiert wern?
Na, des is nit recht ihr Kumpfährn!

Birreche: Dei bewegliche Klage heern sich jo recht unsteierlich aan, atwer so recht kann ich do nit an dei Uffrichtigkeits glaawe. Zumol wann ich bedenke, waz zum Exempel do so e paar Junggefelle in Bierstadt e locker un lustig Leide fiehren. Daß aach verheirate Männer bei dem „Klubbche“ hin annert niz an dere Sach selbst.

Gannphilipp: Ujeh, du meenst sicherlich des fidele Automobilfährtche vun neulich.

Schorjch: Es is ganz bewunderlich, waz de Gannphilipp in dere Bierstadter Weltgeschichte so genaa Beschaid weis. Ob des all so beim Appelwei vegliden werd?

Birreche: So, Gannphilipp, Du waast aach vun dem nächtliche Spritztouche ins Ländche per Automoppelche Des sein floore Runne.

Gannphilipp: Des ging der wie die wild Jagd nooch Ervenum, Ballau, Igstadt un Medebach.

Schorjch: Grief die Krant Offebach? Wer war denn do all debel?

Birreche: Des sollste gleich heern! Des warn: zwaa Wilhelm, aan Philipp, aan Heinerich un drei Ludwig. Jezt waaste jo Beschaid.

Gannphilipp: Des heest: „Wersich waaz, werds wissel“ Un die debel warn, lache noch driwver, wie de Philipp im Wald, wie se sich errgefahen hatte, am Wegweiser enuff geklettert is mit de Automobil-Latern un noch dem Name gesucht hot.

Birreche: Schließlich sein se dann anstalt in Bierstadt in in Wiesbade in eme Café gelandet. Na — e samwer Gesellschaft! Die kenne schon e „Lustbarkeitssteuer“ betrage. Wer wolle atwer for heit unsern Odulus aach oppern. Christian hot die Wadel Gure!!!

Im Schwankenden Kahn.

Roman von Anna Wahlenberg.

3.) Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Erinnerungen, die auf die Fremde eindrangen, waren zu bitter; um sich in Worte kleiden zu lassen; sie schloß plötzlich die Lippen und preßte sie so fest aufeinander, daß sie all ihre jugendliche Frische und Rundung verloren und eine harte Linie bildeten.

„Hier und da war ich nahe daran, Freunde zu finden,“ fuhr sie fort, „aber immer kam ich dann jemand ins Gehege. Für mich gab es keinen Platz. Ich hatte keine Rechte . . . Ja, das zu-
zusehen, wie andere glücklich waren, aber von weitem . . . von weitem, sonst — fort!“

Ihr Wesen war so seltsam verwandelt, daß Ruth in Stauern versunken da-
saß. Die Behmütige, Weiche und Milde, als die sie sich in diesen Tagen gezeigt hatte, erkannte sie kaum wieder. Aber sie fing jetzt an zu ahnen, warum man sie für gefährlich hielt und wie eine Friedlose von Tür zu Tür trieb. Es lag ein wildes Verlangen in dieser Sehnsucht, mit am Tische des Lebens zu sitzen; eine lodende Macht und tausend dunkle Verheißungen strömten in dem stehenden Bärtlichkeitsbedürfnis von ihr aus. Es war vielleicht nicht so zu verwundern, daß sie jenen, die etwas zu verlieren hatten, Furcht einflößte.

„Als ich herkam,“ fuhr die Erzählende etwas ruhiger fort, „hatte ich zuerst das Gefühl, als hätte ich nun doch ein Heim gefunden. Ihre Tanten waren so freundlich und gut gegen mich. Es sah aus, als täte ich ihnen leid. Es war, als wollten sie mir zeigen, daß es auch für mich Güte und Schutz gab. Aber dann kam die Sache . . .“

Wieder verstummte sie und das Schweigen dauerte so lange, daß Ruth ihre letzten Worte wiederholen mußte. Was meinte sie mit „diese Sache“ . . . ?

„Daß er kam. Sie wissen doch. Ihr Verwandter, der Assessor Herr von Helert. Haben Sie nichts davon gehört?“

Ruth wurde es etwas schwer, sich unwissend zu stellen. Aber was die Tanten erzählt hatten, war ja im Vertrauen gesagt gewesen, und sie tat, was sie konnte, um sich nicht eingeweiht zu zeigen, wenn es ihr auch kaum gelang.

Die kleine Gestalt neben ihr zog den Schal um sich, als ob sie friere, und ihre Stimme wurde kalt, beinahe gehässig, als sie fortfuhr:

„Ja, ich verstehe schon. Warum sollen sie vor Ihnen Geheimnisse haben? Und ich weiß auch sehr gut, was sie gesagt haben. Sie haben gesagt, daß ich es auf ihn abgesehen hatte, daß ich versuchte, eine reiche, vornehme Partie zu machen, ich, so eine wie ich . . .“

„Aber nein, nein . . .!“

Ruths Nein war ziemlich lau; hatten auch die Worte der Tanten nicht so gelautes, so war doch der Sinn ungefähr so gewesen.

„Ja, ja! Sollte ich keine Augen und Ohren haben? Sollte ich nicht sehen können, wie sehr sie sich verändert haben? Sie hatten mich in Schutz gegen andere genommen, aber nun fingen sie an, für sich Angst zu bekommen. Es handelte sich ja um jemand, der mit ihnen verwandt war, einen Mann von Stellung, hoher Bildung und glänzender Zukunft, einen Menschen, der unerhört hoch über mir steht. Der mußte vor meinen Anschlägen behütet werden. Gott weiß, was sie von mir denken. Ich muß wohl ein Ungeheuer oder eine Verworfenen sein! Was habe ich ihnen getan? Ah, ich glaube, ich könnte schließlich so schlecht werden, wie sie glauben, daß ich es bin. Sie verfolgen mich, sie jagen mich fort, aber manchmal glaube ich wirklich, es würde schön sein, es ihnen einmal heimzahlen zu können.“

Je heftiger sie sprach, desto tiefer sank ihre Stimme und desto verbitterter klang sie.

„Wenn sie wenigstens irgend einen Grund gehabt hätten, mich zu richten,“ fuhr sie fort. „Er sagte ja nie ein Wort, er tat nie etwas, das sie ängstlich machen konnte, außer daß er mich wie eine junge Dame behandelte, nicht wie eine Gesellschaftlerin. Aber das war ja eben das Empörende. Er sprach zu mir wie zu den an-

deren, er bot mir bei Tische von den Schüsseln an, er hob meine Serviette auf, wenn sie herabgeglitten war, er ließ mich vor sich durch die Tür gehen. Oh, Gott, welcher Anlaß zur Unruhe! Und doch, was machte er sich aus mir! Immer war er höflich und gut und fein, aber das war er ja gegen alle. Er sah mich nicht mehr an als irgend jemand, wenn nicht das eine oder andere Mal, wo er Mitleid mit mir hatte. Und nie, nie hatte er ein Wort zu mir gesagt, das mich berechtigen könnte . . .“

„Aber dann . . .?“

Ruth legte den Arm um die niedrige Lehne der Bank und rückte etwas näher zu der Sprechenden. Ueber dieser Geschichte ruhte ein Dunkel, das sie nicht recht zu durchschauen vermochte, aber sie fühlte, daß sie noch nicht alles gehört hatte.

Das weiße Gesicht der kleinen Gesellschaftsdame war auf einmal ganz still geworden. Die Augen blickten gerade vor sich hin ins Weite. Und dann füllten sie sich plötzlich mit Tränen, die ihr im nächsten Augenblick über die Wangen stürzten, und die Lippen zitterten und zuckten.

„Es war eben nur das,“ sagte sie, „daß ich . . . daß ich ihn gut war.“

Dieses Geständnis wurde mit so tiefer Hoffnungslosigkeit vorgebracht, daß Ruths schwer zugängliches Herz sich dem verlassenen, kleinen Wesen erschloß und sie von dem zwingenden Bedürfnis, zu helfen und zu trösten, erfüllt wurde.

An Bärtlichkeitsbezeugungen nicht gewöhnt, legte sie ihren Arm leise und ein wenig links um ihre Schultern und flüsterte: „Arme Kleine!“

Aber die andere schien es nicht einmal zu merken, so tief war sie in ihre eigene Gefühlswelt versunken.

„Ich konnte nichts dafür,“ sagte sie, noch vor sich hinstarrend, „er war so, daß man ihm gut sein mußte. Kennen Sie ihn nicht?“

„Doch, wir haben uns einigemal getroffen.“

„Ah, dann werden Sie verstehen . . . Ist er nicht anders, als alle übrigen? Kann man ihm nicht gleich ansehen, daß er über allen steht? Ah, ich weiß wohl, daß ich nicht wert bin, daß er mich beachtet . . . Aber doch . . . ich konnte nicht anders. Ich war schon glücklich, wenn ich nur seine Stimme hörte. Wenn er ins Zimmer kam, schien es mir heller als früher. Und wenn er gegangen war, dann tauchten alle seine Worte um mich auf und sprachen noch einmal zu mir. Und ich ging wie in einem Traum . . .“

Ruth brauchte auf die gestellten Fragen nicht zu antworten. Das junge Mädchen saß in seine Gedanken versunken und würde wohl kaum gehört haben, was sie gesagt hätte. Aber in ihrem Innern wiederholte Ruth diese Fragen. War er wirklich ein so hervorragender Mann, er, der so sehr geliebt wurde? Auf sie hatte er keinen tieferen Eindruck gemacht. Er war ihr als ein recht angenehmer Gesellschafter erschienen, der ganz gut aussah, aber weiter nichts. Hatte sie besser gesehen, dies kleine Mädchen? Oder war es ihre Liebe, die ihn so verschönte? Aber sie verschönte auch sie. Es war etwas Schönes, so zu lieben, ohne Hoffnung, ohne einen Gedanken an Zukunft und Glück. Konnte es ein reineres Gefühl geben?

Durch Ruths Brust zog eine tiefe Woge der Nüchternheit. Sie stand ja vor etwas Heiligem und Geheimnisvollem, von dem sie wohl geahnt, daß es in Menschenherzen sein könnte, aber das sie bis jetzt nie gesehen. Und mit einer gewissen bewundernden Ehrfurcht betrachtete sie das dunkle kleine Köpfchen mit den glänzenden, tränenvollen Augen, die in unbekannter Fernen starrten.

„Es muß wohl ein Verbrechen sein, jemand lieb zu haben.“

Ihre Lippen bewegten sich kaum. Es war beinahe, als hätten diese glänzenden Augen die Gabe der Rede.

„Nein, nein,“ flüsterte Ruth, „das kann es wohl nicht sein.“

„Doch, für mich ist es so. Sie haben es gesehen, denn ich weiß, daß ich es nicht verbergen konnte, und darum soll ich fort. Aber seine Schuld ist es nicht. Er hat ja nichts gesagt oder getan. Er hat gar keinen Gedanken an mich. Nur ich bin es, die immer, immer an ihn denkt und denken wird.“

Sie verstummte und Ruth wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie hatte noch nie ein solches Geständnis empfangen. Aber ihre Arme schmiegt sich fester um die Schultern des jungen Mädchens. Sie wollte, daß diese empfand, wie sehr sie mit ihr fühlte, obgleich sie es nicht laut sagen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 68.

Montag, den 22. März 1909.

24. Jahrgang.

Im Waldhof.

Erzählung von Courts-Mahler.

(Schluß.)

„Wie schön du bist, mein Lieb, wie selig mich deine Liebe macht.“

Sie erglühte in holder Scham und barg das Gesicht an seiner Brust. „Halte mich — Klaus — wenn es ein Traum ist, so laß mich sterben, ehe ich erwache!“

Er küßte sie voll seliger Lust.

„Liebling — ist es nur wahr? Du liebst den „alten Onkel Klaus“, der doch viel zu alt ist zum Heiraten? Nun willst du selbst seine Frau werden?“

Sie lachte leise und glücklich.

„Ich gönnte dich nur keiner andern.“

„Seit wann liebst du mich?“

„Immer.“

„Nein, ich meine so, daß du meine Frau werden wolltest.“

„Ich weiß es nicht genau. Zum erstenmale wurde es mir an meinem letzten Geburtstag klar, als du davon sprachst, daß — daß du vielleicht einmal heiraten könntest!“

„Und so lange hast du mich gequält!“

„Und du mich!“

„Nun ist mein Glück um so größer, Liebling. Du kannst ja gar nicht ermessen, wie lieb ich dich habe.“

Sie lehnte ihre Wange gegen die seine.

„Klaus — ich bin so glücklich — ach, nun hat alle Not ein Ende.“

Er zog sie fest an sich.

„Gottlob — und nun wirst du bald — sehr bald mein geliebtes Weib. Du — meine süße, holde Anne Dore — wird dir nicht bange vor der Größe meiner Liebe?“

Sie umfaßte ihn zitternd, und eine heimliche Scheu lag in ihrem Blick.

„Nicht vor dem deinen — aber vor meiner eigenen — ich kenne mich selbst nicht mehr.“

Zärtlich küßte er ihre Stirne.

„Fürchte dich nicht, mein Lieb — sei nicht bange vor der Zukunft. Du bist mein höchstes und herrliches Gut, ich will dich auf den Händen tragen und dir mit jedem Atemzug danken, daß du mich so glücklich machst. Oder reut es dich schon?“

Sie preßte ihre Wange an die seine.

„Nein — o nein. Ich liebe dich so sehr, daß ich nichts will, als dich glücklich machen.“

„Das ist ganz in deine Macht gegeben, meine Anne Dore,“ sagte er mit heißer Innigkeit. — — —

Als eine Stunde später Frau Sonnemann in das Wohnzimmer trat, um den Frühstückstisch abzuräumen, traten ihr die beiden lieben Menschen Arm in Arm entgegen.

„Frau Sonnemann — sehen Sie uns mal an. Es gibt eine Überraschung,“ sagte Klaus übermütig.

Die alte Frau blickte forschend in seine glückstrahlenden Augen und in Anne Dores glühendes Gesicht. Ein humorvolles Lächeln umspielte ihren Mund, und sie seufzte tief auf. „Na — gottlob — endlich,“ sagte sie wie erlöst.

Das Brautpaar war erstaunt.

(Nachdruck verboten.)

„Wissen Sie denn schon worin die Überraschung besteht?“ fragte Klaus.

Sie nickte energisch.

„Natürlich — auf dem Waldhof gibt es nächsten Hochzeit — ein Hendrichsen freit eine Hendrichsen.“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich hab' es Ihnen beiden doch angemerkt — solche sehnsüchtige Blicke wechselt nur ein Liebespaar.“

Klaus umfaßte lachend die alte Frau und küßte sie auf die Wange.

Auch Anne Dore folgte seinem Beispiel.

„Sie Hellscherin!“ rief sie lachend.

„Kindchen — ich war doch auch mal jung. Und nun meinen innigsten Glückwunsch, ich hab' mich längst danach gesehnt, ihn loszuwerden!“

„Bin ich nicht zu alt für meine Anne Dore, liebe Frau Sonnemann?“ fragte Klaus ein bißchen zaghaft.

Sie sah ihn lachend an.

„Graue Haare haben Sie ja noch nicht, Herr Doktor, und rank und schlank sind Sie auch noch — wenn Fräulein Anne Dore zufrieden ist — wer soll dagegen sein.“

„Bist du es — Anne Dore?“ fragte er leise.

Sie drückte seine Hand. — — —

Und dann gingen sie hinaus in den verschneiten Wald und wanderten, dicht aneinander geschmiegt, dahin. Es war feierlich still, wie in einer Kirche.

Wenige Tage später reisten sie nach V..... und Anne Dore blieb einige Wochen bei Ernst Reimers Mutter, mit der sie sich sofort herzlich verstand. Auch die blonde Grete gefiel ihr sehr gut und die beiden jungen Bräute hatten sich mancherlei zu sagen.

Klaus reiste allein nach dem Waldhof zurück. Aber sechs Wochen später holte er Anne Dore heim.

In der Waldburger Dorfkirche wurden sie getraut in den ersten Tagen des März. Dann reisten sie nach Italien.

Das Osterfest verlebten sie in Rom. Anfang Mai kehrten sie in den Waldhof zurück — ein glückseliges Paar.

Sie hatten beide ihren Frohsinn wieder gefunden. Frau Sonnemann strahlte mit ihnen um die Wette vor Glück und Freude. Und als im Sommer Ernst Reimers wieder in den Waldhof kam, brachte er seine junge Frau mit. Sein Bild war mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet worden — er hatte wirklich Albert Hendrichsens geistiges Erbe angetreten.

Klaus und Anne Dore hielten mit Reimers und seiner Frau innige Freundschaft und Frau Sonnemann vergog die beiden jungen Paare nach Herzenslust.

Im Waldhof war es zuweilen gar nicht mehr still. Klaus wetteiferte mit Reimers in übermütigen Streichen. Das Glück hatte ihn wieder jung und froh gemacht. Und Anne Dore freute sich darüber voll Innigkeit.

Ende.

Im schwankenden Kahn.

Roman von Anna Wahlenberg.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Plötzlich wurde ihr Gedankengang unterbrochen. Eine angrenzende Tür öffnete sich mit einem nicht allzu sanften Knack und im Korridor ertönten Schritte. Dann hörte sie die Tür zum Garten aufgehen, und über den Kiesweg schritt das kleine Wesen, das eben ihre Phantasie beschäftigt hatte. Langsam und ohne sich umzusehen, ging sie weiter, den unbedeckten Kopf gesenkt und zwischen den Fingern ein kleines weißes Taschentuch drehend, das von Tränen durchnäßt zu sein schien. Sie nahm nicht den Weg zum Lusthaus, sondern bog in einen Seitengang ein, glitt unter die herabhängenden Zweige der Bäume und verschwand hinter ihrem Laubwerk.

Ruth blieb am Fenster stehen und spähte ihr nach. Sie würde wohl bald zurückkommen. So leicht gekleidet wie sie war, mußte sie ja an dem kühlen Abend bald anfangen zu frieren.

Aber Minute um Minute verfloß, und sie kam nicht. Es verging eine Viertelstunde und mehr, ohne daß sie sich zeigte. Da fiel es Ruth ein, wie eigentümlich hart sie die Tür geschlossen hatte. So geht man nicht, wenn man hinausgleichen will, um allein zu sein.

Hatte sie vielleicht gehofft, Ruth so zu locken? Saß sie vielleicht draußen und wartete auf ihr Kommen? Sie erinnerte sich an ihre suchenden Augen.

Und auf einmal war sie fest überzeugt, daß sie richtig geraten habe; sie empfand es als eine gegen sich geplante List und wendete sich hastig vom Fenster ab, mit dem Vorsatz, nicht mehr hinauszusehen. Aber sie konnte doch nicht umhin, nach Schritten über den Kies zu hören und stand nach einer Weile wieder vor der Scheibe.

Niemand zeigte sich draußen. Wartete sie noch? Sie schien gar nicht daran zu denken, wie teuer ihr Starrsinn ihr zu stehen kommen konnte, das dumme Mädchen. In dünnem Kleide in dieser Zeit dazusitzen! Sie konnte sich ja auf den Tod erkälten.

Zuerst versuchte Ruth, sich gar nicht um sie zu kümmern. Sie hatte ja nichts mit ihr zu schaffen, und sie war alt genug, selbst auf sich acht zu geben. Aber ihr Gewissen ließ ihr keine Ruhe. Wie sollte sie schlafen können, wenn sie wußte, daß nur ein paar Schritte von ihr jemand saß und sich mit Absicht der Gefahr aussetzte, zu erkranken. So etwas durfte man doch nicht geschehen lassen.

Und obgleich sie recht ärgerlich war, legte sie doch ihr Kleid wieder an, warf einen Stragen um die Schultern und einen Schal über den Arm und zog aus, um die unverständliche Nachtwandlerin zu suchen.

Als sie in den Garten kam, war es viel heller, als es, vom Hause aus gesehen, schien; groß war er auch nicht, so daß die Gesuchte leicht zu finden sein mußte. Sobald Ruth in den kleinen Seitengang eingebogen war, durch den sie die graugekleidete Gestalt verschwinden gesehen hatte, tauchte diese auch schon vor ihr auf. Auf einer niedrigen Bank zwischen zwei Ebereschen, dicht unter der weinumrankten Mauer, saß die kleine Gesellschaftsdame mit zurückgeworfenem Kopf, und die feuchten Augen, die sie zum Himmel gerichtet hatte, glitzerten in dem milden Mondlicht.

Das Knistern des Rieses und das Rascheln der zurückgebogenen Zweige ließ sie das Gesicht rasch dem Garteneingange zuwenden, und als sie Ruth erblickte, erhob sie sich und blieb mit einer Miene stehen, die mehr die gespannte Erwartung als Ueberraschung ausdrückte.

„Warum bleiben Sie so lange draußen, Fräulein Sandell?“ fragte Ruth mit mißbilligendem Tonfall. „Ich sah Sie vom Fenster aus und wunderte mich, daß Sie gar nicht zurückkamen.“

„Es ist hier draußen frischer als drinnen.“

„Ja, so frisch, daß man die besten Aussichten hat, sich zu erkälten.“

„Ach, gewiß nicht.“

Ein leises, wehmütiges Lächeln spielte um ihre Lippen und fügte so deutlich hinzu: „Nebrigens, was würde das machen“, daß der letzte Rest von Ruths Aerger, sich mit der Gesundheit und der Wohlfahrt einer Fremden beschäftigen zu müssen, davon hinschmolz.

„Sie dürfen sich aber nie wieder unterstehen, solche Torheiten zu machen“, sagte sie in scherzhaftem Beschützerton, während sie den Schal um die zarten Schultern der Gesellschaftsdame legte.

Ihr Dank war so leise, daß er kaum zu hören war, und sie stand ganz stille, ohne einen Versuch, mitzuhelfen, als wäre es ihr ein Genuß, einmal Gegenstand der Fürsorge eines anderen zu sein. Nur das Lächeln um ihre Lippen wurde wehmütig. Es war ein merkwürdiges Lächeln; es verbreitete gleichsam einen veredelnden Schimmer über die unregelmäßigen Züge und machte sie schön und rein. Aber rasch verschwand es wieder, und das Gesicht wurde ein ganz anderes, als sie wieder auf die Bank hinabsank und den Kopf an die grüne Blätterwand lehnte.

Ruth wußte nicht, was sie tun sollte, aber nach kurzem Zögern überwand sie ihre natürliche Abneigung gegen alle Gefühlsausbrüche, setzte sich neben sie und ergriff ihre Hand, die sie in der ihren behielt.

„Arme Kleine“, sagte sie, „Sie sind nicht glücklich?“

„Glücklich . . .!“ Die Antwort klang wie ein Aufschluchzen. „Manchmal bin ich wohl heiter gewesen wie andere Menschen auch“, fuhr sie fort, „aber glücklich, das wohl nie.“

„O, wie können Sie so bitter sprechen!“

Die Hand, die Ruth hielt, presste plötzlich die ihre in einem krampfhaften Druck, und das Gesicht der kleinen Gesellschaftlerin wendete sich ihr mit einem leidenschaftlichen Ausdruck zu, der gar nicht zu ihrem sonstigen sanftmütigen Wesen paßte.

„Wissen Sie, was es heißen will, sein ganzes Leben lang einsam gewesen zu sein?“ fragte sie.

Nein, Ruth konnte nicht sagen, daß sie das wußte.

„Wissen Sie, was es heißt, sich beständig danach zu sehnen, jemand lieb zu haben und es nicht zu dürfen?“

Nein, Ruth mußte gestehen, daß sie auch davon nichts wußte.

Die Fragende saß einige Sekunden schweigend da, um sich zu beruhigen, denn ihre Brust hob und senkte sich heftig. Als sie wieder zu sprechen anfang, war die Stimme jedoch noch ebenso unbeferrscht wie früher.

„Aber ich weiß es“, sagte sie. „Meine Mutter starb so früh, daß ich mich nicht an sie erinnern kann. Bei meinem Vater konnte ich nicht sein, denn er hatte selbst kein Heim. Und da, wo ich untergebracht war, hatte man an so viel zu denken und die Zeit für mich war so knapp, daß man für die Bezahlung nicht mehr geben konnte als Wohnung und Kost . . . Dann verschwand Papa. Ich weiß heute noch nicht, ob ich einen Vater habe oder nicht. Und da, in meinem Unglück, war ich im Begriffe, glücklich zu werden. Es fand sich jemand, der meine Mutter werden wollte. Ich erinnere mich an ein paar Tage, an denen ich gestreichelt wurde und schöne freundliche Worte hörte. Ich durfte jemand die Arme um den Hals legen und wurde getröstet und geküßt. Ach, es dauerte nicht lange. Es gab Menschen, die mir diese Prosamen nicht gönnten. Sie hatten vielleicht Angst, sie könnten zu Brot werden. Sie glaubten, daß ich Geld und Vorteile ergattern wollte. Wie sie es anstellten, weiß ich nicht, ich wurde fortgeschickt und kam wieder zu Fremden, wo niemand sich um mich bekümmerte, und eine Mutter fand ich nicht wieder. Sie, die es fast geworden wäre, starb, als ich sechzehn Jahre alt war, und die, die uns nicht gegönnt hatten, einander gut zu sein, hatten dafür gesorgt, daß sie mich vor ihrem Tode nicht bedachte. Dann bin ich in vielen Stellungen gewesen, bald hier, bald dort, aber wo ich auch war, nirgends hatte ich ein Heim. Es gab nie jemand, den ich lieb haben durfte.“

(Fortsetzung folgt.)

Hallo, es wird Frühling!

Hallo, es wird Frühling!
Hallo, es ist März!
Hörst du den Sturm nicht,
Altes Herz?!

Und siehst du nicht:
Wie Tag um Tag nun immer heller
Die Sonne durch die Wolken bricht
Und wie es ringsum tropft und rinnt,
Und wie es zu keimen und knospen beginnt
In Thal und Höh, all-allerwärts . . .
Sieh's doch und glaub es, altes Herz!

Sieh's doch und glaub es
Und rüst ihm entgegen
Und schüttle ab, was dich bedrückt
Und verstimmte . . .
Es ist so einfach alles, wenn man
Selber nur es einfach nimmt!
Und Sorgen und Schwarzsehn trägt nicht weit,
Zuversichtlich schafft es und Fröhlichkeit!

Also raffe dich auf, hallo! und tu mit
Und halte Schritt
Und mache dich jung wieder, altes Herz!
Es wird ja doch Frühling!
Es ist ja schon März!

Cäsar Flaischlen.

Im Biedermeierstil.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit — klingt ein Lied mir immerdar . . . An eine stille Stube muß ich denken, Großmutter's Lustkolum. Die verbläute Tapete im vertrauten taubenblauen Kolorit, aufgeraffte Gardinen, zwischen denen die Sonnenringel tanzten. Der hohe Lehnstuhl am kleinen Fenster mit den goldenen Lebkuchen davor. Grüne Läden am niedrigen Gartenlandhaus mit dem geebelten französischen Dach. Lavendelduft im Rahagonispind, wo der Silbersehn und das Porzellan der Feiertage aufbewahrt werden. Ueber dem geschweiften Sofa die symmetrisch angeordneten ovalgerahmten Daguerreversuche. Darunter Großmutter's Bild ganz in Schwarz. Das feingeschnittene Profil der Silhouette harmoniert mit den haushigen Roden an den Schläfen. Und dazwischen ein Nachhall aus dem schonerbedekten Spinett, das leise melodische Tiden der Uhr unter der Glasglocke.

„Das war eine selige Zeit —“ singt Lorching. „Die gute — alte?“ meint jactastisch der Homunculus der Gegenwart mit blasphemem Grinsen, der als Produkt des Maschinenzeitalters fast selbst zur Maschine wurde und vor lauter Nervosität — immer zeitgemäß! — gar nicht dazu kommt, ein Innenleben zu führen. Es steckte aber zweifelsohne ein gutes Stück Lebenskunst mehr in dem langsameren, episch-behaglichen Kulturgang, in dem friedlichen Zauber jener stillen Stuben.

Und nicht mit Unrecht macht sich in der maschinen durchzitterten Gegenwart eine stille Sehnsucht nach jener ruhigen Zeit bemerkbar, ein Sehnen, das sich uns besonders in Kunst und Kultur offenbart. Es ist förmlich „Mode geworden“, Wohnungen wieder im alten Stil der 30er und 40er Jahre einzurichten, Feste im Biedermeierstil zu inszenieren. Dieser Stilwiedergeburt scheint uns besonders ein kleines Kunstwerk am weitgehendsten entgegenzukommen, ein Büchlein, das Dr. Oskar Fischel und Max von Boehn in Bruckmann's bekanntem Verlag erscheinen lassen. Aus zahlreichen getreulich nachgeschaffenen Bildern und Kupfern der Zeit zwischen 1818 bis 1842 werden vor uns die Menschen und Moden „Anno dazumal!“ in neuen Farben lebendig. Für eine kurze Zeit ist hier versucht, was für die gesamte Kostümgeschichte geleistet werden sollte: die äußere Erscheinung einer Epoche im Spiegel ihrer Kunst zu geben, aufrichtig aber ohne die Schätze oder Verzerrung, die bisher fast stets in Kostümgeschichten beliebt worden ist.

Max von Boehn entwirft von dem Biedermeierstil in der Mode ein treffend umrissenes Bild: Die weibliche Kleidung hatte nach dem Wiener Kongreß etwa den Höhepunkt dessen erreicht, was die Tendenz, das Weib, schlank, statuenhaft erscheinen zu lassen, erreichen konnte. Ausgegangen von dem Prinzip einer Rückkehr zur Natur auf dem Umweg über die Antike, hatte die Mode innerhalb einiger 20 Jahre ihre Trägerin aus den Schleiern, in denen sie sich erst gefallen hatte, den Körper fast unverhüllt zu zeigen, allmählich wieder herausgewickelt, um sie schrittweise immer weiter von der Natur sich entfernend, schließlich zur völligen Karikatur zu gestalten. 1820 hat die Taille ihre normale Form wieder erreicht, indem sie an der schmalsten Stelle des Kumpfes ihre engste Einschnürung erleidet und in diesem Augenblick erscheint auch das Korsett wieder, das in England bereits im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts wieder aufgetaucht war und das nun von Paris aus seinen Siegeszug antritt. Die Anfertigung des Korsetts wird zur Kunst und wer es sich leisten kann, läßt sich eins von Lacroix aus Paris kommen, wenn es auch fünf Louisd'or kostet.

Die Kleidermode werden ganz allmählich weiter und wachsen an Umfang, bleiben aber trotzdem ganz schüchtern und erreichen erst gegen 1836—37 wieder den Boden. Beinahe 20 Jahre lang vernachlässigt die Mode den Rock, an dessen Form sie nichts zu ändern findet und den sie höchstens durch mehr oder minder reiche Garnierungen von Puffen, Volants, Plissee's, Falbeln und dergleichen auskunkt, um ihre Vorliebe ganz einseitig der Ausgestaltung der Taille, streng genommen: der Aermel allein zuzuwenden. 1816 ist der Aermel noch eng und geht soweit auf der Hand vor, daß er die Finger erreicht. 1818 haben wir schon die kurze Puffe, von 1822 an aber scheint die Mode zu desistieren, der Aermel nimmt eine Mannigfaltigkeit der Formen an, die alles bis dahin je Getragene weit überflügelt. Zugleich wächst sein Umfang ins Ungemeßene, die „Hammeleulen“ erscheinen nur, um sofort von den „Elefanten“ verdrängt zu werden, und so erreicht es die Mode, daß etwa 15 Jahre, nachdem die Frau hatte schlank, lang und schmal sein müssen, um das Ideal des Geschmacks zu verkörpern, das Gegenteil eintritt und die durch Riesenärmel und über diese noch weit überfallende Verthen erreichte Schulterbreite die Ausdehnung eines weiblichen Weßens nach der Breite hin, der nach der Höhe ungefähr gleich macht.

Der Sturm des Todes.

Novelle von Hans Jos. Poppo.

Hand in Hand standen sie auf dem Verdeck des puffenden, stoßenden Dampfschiffes, und sahen nach dem Lande, das langsam vor ihren Augen verschwand. Menschen, die man lieb hat, ließen sie nicht zurück, wohl aber Entbehrungen, Drangsal, Kämpfe und Enttäuschungen. Den trauert man nicht nach.

Sie gehörten zu jenen Menschen, die dazu bestimmt schienen, des Lebens Not bis zur Reize zu kosten, denen das Glück erst lächelt, wenn sie schon am Rande der Verzweiflung stehen. Sie war in frühester Kindheit Waise geworden, hatte die Habgucht grausamer Verwandten kennen gelernt, und als sie die Angst vor Schlägen und Martern wegstieß, riß sie das unbarmherzige Räderwerk des Alltags mit sich. Da lernte sie kennen, was es heißt, sich das Brot verdienen, wenn man nichts gelernt hat, nichts hat als zwei schwache Mädchenarme; wenn man allein steht als Spielball für der Mächtigen Lüfte und Begierden und ehrlich und rein bleiben will. Das ist hart.

Endlich hatte das Schicksal ein Einsehen. Sie fand einen Menschen, der's gut und treu mit ihr meinte. Der Zufall führte sie zusammen, ein glücklicher Zufall. Auch er stand allein in der Welt ohne Eltern und Angehörige. Die Gemeinamkeit des Geschicks verknüpfte sie um so enger miteinander. Sie waren arm, verdienten sich schlecht und recht ihr tägliches Brot; herzlich wenig darüber. Ans Herraten konnten sie vorderhand nicht denken. Sie mußten noch sparen, ein Jahr wenigstens.

Fast waren sie am Ziel, als Eberhard eines Tages vernünftete. Es kamen schlimme Tage. Die ersten Wochen erhielt er ein langes Krankengeld, dann hörte es auf. Der Sparpfennig mußte herhalten. Sie gab den ihrigen dazu. Er wollte es nicht annehmen, aber was war zu machen. Krankheit kostet viel Geld.

Als er wieder ans Arbeiten denken konnte, war das Ersparnis dahin. Mit frischem Mut begannen sie von neuem. Aber es ging viel schwerer als vordem. Seine alte Stelle erlangte er nicht wieder, die war längst besetzt. Er lief von früh bis spät umher, Arbeit zu suchen. Die war wohl da, aber für ein Sündengeld. Er suchte weiter; umsonst. Schließlich nahm er das erste, beste, was sich bot. Aber was er hier verdiente, reichte gerade zum Leben.

Da kam er auf den Gedanken, ins Ausland zu gehen, nach Amerika. Und wirklich, es glückte. Durch Vermittlung eines Freundes erhielt er ein günstiges Angebot. Er fuhr hinüber, um das Rötige vorzubereiten und sie dann als sein Weib herüberzuführen.

Kascher als sie gedacht, ging alles von stattem. Weniges Monat später waren sie Mann und Frau, ein unendlich glückliches Paar. Und nun standen sie aneinander geschmiegt auf dem Verdeck und schauten zurück nach dem Lande, das ihr Elend barg, während das Schiff sie unaufhaltsam einer neuen Zukunft entgegentrug. Die ersten Tage der Ueberfahrt vergingen rasch. Das Wetter war prächtig, und sie genossen aus vollem Herzen ihr frohes, junges Glück.

Es fehlte nur eine Woche, bis man in der neuen Heimat ankam, da schlug das Wetter um. Die See wurde unruhig. Das Deck leerte sich, das Leben zog sich in die Kajüten zurück. An Gefahr dachte niemand; nur der Kapitän machte ein seltsames Gesicht.

Das Unwetter nahm zu. Die See brüllte, das Schiff ächzte und schüttelte. Die Passagiere wurden unruhig. Der Kapitän versicherte, daß nichts zu fürchten sei, dachte aber anders.

Und wirklich, es wurde noch schlimmer. Der Sturm steigerte sich zum Orkan. Nun hieß es, alle Kräfte dransetzen. Die Besatzung hatte alle Hände voll zu tun, aber die Arbeit wuchs ihr über den Kopf. Einige der mutigsten Passagiere boten ihre Kräfte an. Nur zu gern wurde es angenommen.

Auch Eberhard ging mit. Die junge Frau wollte ihn zurückhalten; er wehrte sie sanft ab. „Laß nur Lieb, es wird nichts geschehen. Es ist Menschenpflicht, was wir tun.“ Er drückte ihr einen Kuß auf die zitternden Lippen, dann eilte er nach oben.

Sie blieb in unbeschreiblicher Angst zurück, inmitten der anderen, die alle die Furcht zusammengepfercht hatte.

Die See brüllte weiter, das Schiff arbeitete mit allen Kräften. Dazwischen hörte man das Rufen und Rennen der Besatzung. Kommandoworte, hier und da einen kräftigen Fluch.

Es waren schreckliche Minuten. Um so schrecklicher für die junge Frau, da sie den Geliebten nicht bei sich sah.

Gegen Morgen begann das Unwetter nachzulassen.

Einer nach dem anderen der Hilfsbereiten kam ermüdet, aber mit fröhlichem Gesicht zurück. Die Gefahr war vorüber.

Eberhard ließ auf sich warten. Die junge Frau fragte den und jenen nach ihrem Gatten. Keiner konnte ihr genügende Auskunft geben.

Eine häßliche Angst erfaßte sie. Sie machte sich auf, ihn zu suchen. Sie eilte von einer Stelle zur anderen, er war nirgends zu finden. Sie fragte die Matrosen, es half nichts. Die Offiziere wurden aufmerksam, man meldete es dem Kapitän. Der nahm sich der Sache an und gab die nötigen Befehle. Die Seeleute wurden veranlassen, man forschte überall, es führte zu keinem Resultat. Der Kapitän wurde unruhig. Allenthalben sah man ratlose Gesichter.

Die junge Frau hatte man trotz allen Sträubens in ihre Kajüte gebracht, wo sie ohnmächtig zusammenbrach. Das Suchen dauerte fort. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von dem Verschwinden des Passagiers. Alles geriet in Aufregung und half nach Kräften.

Umsonst. Als der Tag anbrach, kam man zu der Gewißheit, daß der Sturm ein Opfer gefordert hatte. Wo und wie das Unglück geschehen, stand nicht fest. Jedenfalls war der Vermißte über Bord gegangen worden.

Die junge Frau lag noch in der Kajüte. Der barmherzige Schlaf verbergte ihr das Schreckliche. Als sie endlich erwachte, galt ihre erste Frage dem Gatten. Man wollte ihr die Wahrheit verhüllen. Aber die stummen Mienen sagten ihr genug. Sie hatte es längst geahnt.

Mit einer seltsamen Ruhe nahm sie es hin. Es lag etwas Entsetzliches in dieser Ruhe. Der Schmerz hatte Sinn und Glieder gefähmt. Sie achtete gar nicht auf den Zuspruch, den man ihr zu teil werden ließ. Die Worte klangen ungehört an ihrem Ohr vorbei. In dumpfes Brüten versunken sah sie da, mit großen, starren Augen, unbeweglich wie eine Statue.

Die Mitreisenden nahmen sich ihrer an. Man wagte nicht sie allein zu lassen. Sie ließ alles geschehen, ohne darauf zu achten.

Das währte den ganzen Tag. Endlich brach der Schmerz sich Bahn, in heißem Schluchzen, das die gequälte Brust erschütterte und den brennenden Augen kühle Tränen gab.

Aber von neuem kam der Unglücklichen das Geschehene zum Bewußtsein, und das Entsetzen bäumte sich empor in wilder unbeschreiblicher Qual, bis der zum äußersten erschöpfte Körper ermattet zusammensank, und die angegriffenen Nerven die Arbeit einstellten.

Der Schlaf kam, ein tiefer, erquickender Schlaf, der alles vergessen macht.

Nun lag die Arme regungslos auf ihrem Lager in der kleinen Kabine, in deren wirrer Unordnung sich die Spur der Geschehnisse ausprägte. Der matte Schimmer einer Lampe warf trübe Helle über den schmalen Raum. In einem Sessel lehnte still eine Wärterin, die die Nachtwache übernommen hatte.

Langsam verrannen die Stunden. Die Wärterin hatte das Buch, worin sie gelesen, beiseite gelegt und war müde geworden. Unbewußt waren ihr die Augen zugefallen. Der Zeiger der kleinen Uhr rückte träge vorwärts.

Als er nach Mitternacht wies, löste sich der Schlaf von den Lidern der Kranken. Die Augen schweiften von einer Seite zur andern, und allmählich kehrte das Bewußtsein zurück.

Langsam richtete sich die junge Frau empor. Eine beängstigende Stille herrschte. Das dumpfe, monotone Arbeiten der Maschinen war kaum zu hören, und die Wellen tönten lüsternd und klingend. Sie erzählten ihr von neuem all ihr Elend, all ihre Verlassenheit.

Der erste Schmerz war vorüber, und die Arme versuchte ruhig das Geschehene zu überdenken. Aber da sie an die Zukunft dachte, erschien ihr das Unglück nicht kleiner. Was sollte jetzt aus ihr werden? Schutz- und hilflos stand sie wieder in der Welt. Sie erinnerte sich an all die Drangsale verfloßener Jahre bis zu jenem Tage, da das Glück gekommen war. Und nun war's wieder auf und davon und ließ sie zurück einsamer und unglücklicher als je zuvor.

Sie schauderte bis ins Innerste. Nur nicht mehr zurück in die Welt, zu den Menschen, allein, ohne ihn, der so gut war und den sie über alles liebte. Er ruhte jetzt tief unten, eine Speise für feuchtes Getier.

Die Verzweiflung erfaßte ihr Herz. Sie zitterte. Wenn sie ihn nur noch einmal hätte sehen können. Es war alles so schnell gekommen, so furchtbar schnell.

Die Wellen klangen weiter, deutlich und seltsam. Es klang wie Rufen, wie Sehnen, verborgenes, tiefes Sehnen.

Und plötzlich zuckte der Wahnsinn durch ihr Hirn. Die Wellen klangen. Die junge Frau schaute nach der Wärterin; dann erhob sie sich jacht und warf die Kleider über. Sie schlich hinaus...

Als die Wärterin später erwachte, war die Kranke nicht da. Es wurde Alarm geschlagen. Man forschte nach.

Vergebens. Seemeilen trennten das Schiff von jener Stelle, wo ein junges, leidenschaftliches Herz sein Weh in die Wellen versenkt hatte.

Humor in Wahlsprüchen.

Zu jedem Wappen gehörte in der guten alten Zeit ein Wahl- oder Wappenspruch, der in knappster Form den Charakter des Geschlechtes, das ihn auswählte, der Stadt, die ihn sich zum Leitsatz erkoren, wiederpiegelte. Frömmigkeit und Patriotismus, Kampfesmut und Selbstbewußtsein, Ahnenstolz und Vasallentreue reden aus diesen Kernsprüchen. Gelegenheit kommen aber auch Humor, harmloser Spott und selbst unfehlbare Komik zu ihrem Recht. Eitel Friedrich Graf von Zollern, † 1661, ein lebenslustiger Herr, hatte zu seinem Wahlspruch: „Adams Ripp und Nebensack“, das holländische Geschlecht der Wynngaerden („Weingarten“) zeigte sich, seines Namens eingedenk, in dem Spruch: „Aus den Reben Leben“, „Saus und Braus“ lautete der Wahlspruch zahlreicher Adelsgeschlechter.

Von französischen Geschlechtern verkündeten die Ligny, stolz auf ihre ausgebreitete Verwandtschaft „Keinen Vogel gibt's aus gutem Nest, der nicht eine Feder von Ligny hätte“, die Thomelin „Beim Gradegeben stolpert keiner“, die Rieur, welche den Widder im Wappen hatten: „Gegen alles stößt der Widder, gegen alles stößt Rieur“. Mit einem fast komisch anmutenden Stolz auf das Alter ihres Geschlechtes meinten die Herren von Nochedouart: „Bevor noch das Meer geschaffen war, hatten die Nochedouart schon Wellen im Wappen“, während die kriegerischen Grafen Maillart, vielleicht mit Beziehung auf den jungen Leu in ihrem Wappenschild, bramarbasieren: „Schon bei der Geburt furchtbar“.

Der Italiener Paudulso Malatesta, der ums Jahr 1500 lebte, wählte sich den Wertspruch im Hinblick auf die Hörner in seinem Wappen: „Ich trage meine Hörner öffentlich, mancher trägt Hörner und weiß nichts davon“. Nicht unwürdig klingt der Wahlspruch seines Landsmannes, des Grafen Guidi: „Wer guten Leumund hat und ihn verliert, kann ihn wiedergewinnen, aber nicht mehr so frisch“. Das fromme Blamengeschlecht, derer v. Ruysbroeck führte den Wahlspruch: „O dumme Welt, wer sich an dich lehnt, fällt“, während der des menschenfreundlichen Heinrich IV., Grafen von Bibern Reuten auch zu leben“. In Schindl den Schreiner gemahnt der Wahlspruch derer v. Wolff, „Dem Namen nach ein Wolff, dem Wesen nach ein Lamm“, stolz klingt der Wappenspruch der Herren v. Ompteda: „Die Aare kümmern sich um die Fliegen nicht“.

Skat-Ecke.

Auflösung zu Nr. 62.

Kartenverteilung:

V a A 10 K — b A 10 K — c A 10 K — d A

M b d B — b 8 7 — d 10 K D 9 8 7

H a c B — a D 9 8 7 — c D 9 8 7

Staf: b D 9

Spiel:

1. V a A d B a D 6. M d 9 a 9 b K,

2. M d K c B d A 7. d 8 a 8 K

3. H c D c A b B 8. M d 7 a 7 b 10

4. M d 10 c 9 c K 9. M b 7 a B b A

5. M, d D c 8 c 10 10. H c 7 a 10 b 8

V wird schwarz.

Wird im 5. Stich statt c 10 = a 10 abgeworfen, so wirft H im 8. Stich statt a 7 = c 7 ab und macht auf diese Weise den letzten Stich. Im richtigen Abwerfen der H beruht das Schicksal der Lösung.

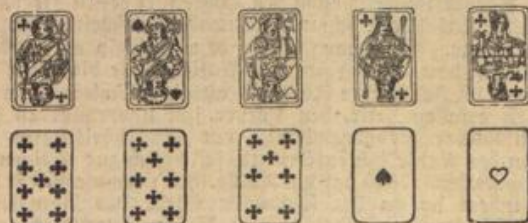
Richtige Lösung schickten ein: Walter Berg-Wiesbaden — Emil Vint-Wiesbaden — A. Schmidt-Wiesbaden — Sch. Kimmel-Wiesbaden — Chr. Weidner-Wiesbaden — Adolf Krah-Wiesbaden — Wilhelm Schneider-Wiesbaden — August Helm-Wierstadt — Lehster-Stattisch aus dem „Ländchen“ — Peter Bibo-Eltville.

Staf-Aufgabe:

a b c d die vier Farben. V M H die drei Spieler.

Auf folgende Karte wird in Mittelhand ein Großspiel verloren, obwohl noch ein Aß im Staf lag.

a, b, c B; a K, D, 9, 8, 7; b A; c A.



Der Spieler kommt nur bis 56. V hatte drei Augen mehr in der Karte als H. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Glöck in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers.
Konrad Reybold in Wiesbaden.